

Die Autonome

Von Annette Walter



Foto: Goodyyn Green

Dieser Blick: melancholisch, cool, leicht blasiert, die Mundwinkel skeptisch angezogen. Die Botschaft: Ich scheiße auf diesen ganzen Smile-Terror. Dazu ein strubbliger 1920er-Jahre-Bubikopf, den Pony meistens unglamourös mit einer Spange aus dem Gesicht geklemmt. Die schwarz-weißen Selbstporträts von Vivian Maier (1926–2009), zu sehen etwa auf Vivianmaier.com, sind origineller als die meisten öden Selfies von heute. Doch bis vor ein paar Jahren kannte die gebürtige New Yorkerin, die

nie ohne ihre rechteckige Rolleiflex um den Hals aus dem Haus ging, kein Mensch. Nur ein paar amerikanische Familien, deren Kinder sie als Nanny ab den 1950er-Jahren betreute.

Ende Juni kommt endlich die Doku „Finding Vivian Maier“ von John Maloof und Charlie Siskel in Deutschland ins Kino, die bereits zur diesjährigen Berlinale ihre europaweite Premiere feierte. Es ist ein sehr intimes Porträt einer widersprüchlichen Person: „Die Menschen lieben diese Idee einer gequälten Künstlerin, die so anders ist als wir alle, und die Kunst macht, die vor den Augen der anderen verborgen bleibt“, erklärt Siskel beim Interview in Berlin den Reiz seiner Protagonistin.

Vivian Maier war eine Pionierin der Street Photography – ihr Werk blieb zu Lebzeiten allerdings unentdeckt. Der fantastische Dokumentarfilm „Finding Vivian Maier“ erzählt nun von dieser faszinierenden Frau.

Denn von Maiers riesigem Erbe an Fotografien wusste solange sie lebte niemand. Die Bilder verstaubten nach Maiers Tod in einem Altersheim in Chicago 2009 in einem Lager, wo sie John Maloof nur zufällig aufstöberte. Warum zeigte sie ihre Arbeiten nie? „Vielleicht hatte sie Angst, dass andere ihre Kunst nicht verstehen“, glaubt Maloof. „Sie war extrem einsam. Ihre Fotografien waren ihr ein und alles. Das machte sie sehr verletzlich für Kritik.“

Die Doku zeichnet spannend wie ein Krimi den Weg von Maloofs Suche nach: Er beginnt mit der Auktion, bei der Maloof die ersten Negative mit Straßenszenen aus Chicago und New York ersteigerte. Er wird immer neugieriger auf diese mysteriöse Frau, klappert die Häuser ab, in denen Maier als Kindermädchen arbeitete, reist nach Highland Park im Norden Chicagos, an die Ostküste, sogar bis in ein verschlafenes Dorf in den französischen Alpen. Die vielen Menschen, die er trifft, beschreiben Maier als exzentrisch, meinungsstark, hochintellektuell, schwer zugänglich und absolut verschwiegen, wenn es um ihr Privatleben ging, aber auch mit einem Faible für grotesken Humor ausgestattet.

So wird Maier in vielen, oft skurrilen Anekdoten lebendig. Einmal marschiert sie - es muss irgendwann im Jahr 1974 gewesen sein - mit einem Kassettenrekorder mit Mikrofon in einen Supermarkt. Von Tonband hören wir, wie sie eine Frau in der Warteschlange fragt, was sie vom Amtsenthebungsverfahren gegen Präsident Nixon halte. „Ich weiß nicht“, murmelt die Befragte zögerlich. „Frauen sollten eine Meinung haben“, schimpft Maier und stachelt ihr Gegenüber mit einem eindringlichen „Come on“ an.

Eine Geschichte, so typisch für diese Frau, die kein Problem damit hatte, sich durchzusetzen und sich in nichts reinreden ließ. Die sich wie „eine sowjetische Fabrikarbeiterin“ kleidete mit Männerhemden und langen Mänteln, die in den 1920er-Jahren sehr modern gewesen sein müssen, erzählt einer ihrer Bekannten. Die 1959 nach Asien, Südamerika und Ägypten pilgerte – allein mit ihrer Kamera. Die ihre Spleens genüsslich pflegte. Sie fakte einen französischen Akzent, vermutlich als Hommage an ihre Mutter, eine Französin. Der Film zeigt aber auch Maiers dunkle Seite. „Ich bin ein schwieriger Mensch“, gesteht sie in einem Brief. Sie hortete Massen von Zeitungen und sammelte im Laufe der Jahre so viele Kartons, dass sie die Garagen ihre ArbeitgeberInnen zumüllte. Hatte sie psychische Probleme? Siskel und Maloof sind in dieser Frage sehr zurückhaltend: „Wir sind keine Psychologen oder Ärzte. Und was hätten wir davon, wenn wir wüssten, dass sie das Asperger-Syndrom oder eine Zwangsstörung hatte?“

Keine Familie, kein Liebesleben, keine Kinder – Maier lebte absolut autonom. Sprach sie je-

Sprach sie jemand mit Mrs. Maier an, konterte sie: „Miss Maier! Und ich bin stolz darauf.“

mand mit Mrs. Maier an, konterte sie: „Miss Maier! Und ich bin stolz darauf.“ Vielleicht prägte sie dabei die Erfahrung, dass ihr Vater, ein Österreicher, sich aus dem Staub machte, als sie ein Kind war. Ein Mann, dessen Nanny sie war, vermutet, sie habe eine gewisse Wut gegen Männer in sich getragen. „Männer wollen dich nur ruinieren“, habe sie geklagt. „Es wurde spekuliert, ob sie lesbisch war“, sagt Charlie Siskel. Aber das wird, wie so vieles, ein Geheimnis bleiben.

Als weiblicher Single wurde sie schräg angeschaut. Klar, die Frauen, deren Kinder Maier betreute, lebten ja oft in Hausfrauen-Ödnis. Besonders entlarvend ist auch eine Aussage von Michael Strauss vom Nationalarchiv in New York, den Maloof ebenfalls interviewte: Er bezeichnet Maier als alte Jungfer. Was für eine dämliche Degradierung! Nein, das hätte Maier als Beleidigung empfunden – sie, die linke und gebildete Intellektuelle, die ihre Revolution im Stillen führte. Kompromisslos fotografierte sie wie eine Besessene und widersetzte sich mit ihrer inneren Emigration gleichzeitig dem Zwang, dass Kunst wirtschaftlich sein muss. Geld bedeutete ihr rein gar nichts.

„Finding Vivian Maier“ ist weitaus mehr als das Porträt einer spannenden Feministin, die sich nicht als solche bezeichnete. Es geht um existenzielle Fragen: Wie erinnern wir uns an einen verstorbenen Menschen, was überdauert den Tod? Die Doku ist auch eine schlaue Reflektion über Privatsphäre: Wie löst man den Widerspruch, der entsteht, wenn eine Künstlerin ein Werk erschafft, das die Neugier der Öffentlichkeit an der Schöpferin weckt, diese aber im Verborgenen bleiben will?

Der Film unterstützt eine selbstbewusste Weiblichkeit am Beispiel dieser Amerikanerin, die sich keinem Schönheitsdiktat unterwarf, ungeschminkt, burschikos und sehr charismatisch. Auch für diese Geste der Verweigerung muss man diese Frau gern haben. „Ich kenne keine Persönlichkeit, die ich mit ihr vergleichen könnte. Man müsste einen neuen Begriff für sie erfinden“, meint Maloof.

Wenn man am Ende der Reise von „Finding Vivian Maier“ angekommen ist, ist man wie die beiden Filmemacher Maloof und Siskel selbst ein bisschen verliebt in diese Frau. Wegen ihres rebellischen Wesens, ihrer Klugheit und ihrer Coolness.

„Finding Vivian Maier“ USA
2013. Drehbuch, Regie und
Produktion: John Maloof & Charlie
Siskel, 84 Min., Start: 26.06.